Mexikanische Frauen.

Von W. Wintzer.

„Come le va, senor don Guillermo? Wie gehts Ihnen, Herr Wintzer?" Sie streckt mir die kleine Hand entgegen und blickt mich aus den schwarzen Augen lebhaft an. Gracias, muy bien! Danke, sehr gut. ¿Y como esta su mama? Wie gehts Ihrer Frau Mutter?" — Gracias senor, muy à la orden de usted, Ihnen zu dienen. Come le gusta nuestra poblacion? Wie gefällt es Ihnen hier." — „Gracias senorita, me gusta mucho." — „Muchisimas gracias." „Adios senorita." — „Adios don Guillermo". Sie schreitet graziös weiter; ich sehe ihr nach — mit getheilten Gefühlen. Um das Haupt hat sie den einfachen schwarzen Shawl, den Rebozo, geschlagen, darunter schaut ein elegantes, geschmackvolles Kleid hervor. Wie schön, wie vielsagend sind die großen schwarzen Augen, wie zart der völlig reine Teint, in dem der kleine Mund sich so üppig roth abzeichnet, wie anmuthig und elegant alle Bewegungen der zierlichen Gestalt! Und doch, hier wie bei allen mexikanischen Mädchen: vermag man sich denn weiter mit ihr zu unterhalten, als in jenen wenigen Worten, mit denen sie mich nun schon so und so oft begrüßt hat? Birgt die goldene Schale einen ebenso goldigen Kern?

Wer noch nicht in romanischen Ländern geweilt hat, auf den übt diese äußere Anmuth und echte Weiblichkeit, die kaum die innere Gluth zu verbergen vermag, einen ungemeinen Reiz aus. Still und sanft, mit der Miene der Unschuld und Verlegenheit sitzt das junge Mädchen dem Herrn gegenüber. Die Sitte zwingt sie, nie seinem Blick zu begegnen, ihr Auge könnte zum Verräther ihrer Gedanken werden; ihre Gedanken aber sind voll von Liebe: er findet mich schön — wie lange hat er gestern mich angeschaut — wie brannte sein Blick, als er mir den zur Erde gefallenen Handschuh zurückgab! Muß er geschäftlich so oft an meinem Fenster vorbeigehen? Nein, er thut es gewiß um meinetwillen, denn wie lange stand er heute still, als er mich in der Tiefe des Zimmer zu erblicken glaubte! In solchen Gedanken sitzt das jugendfrische Mädchen da, und bei aller Züchtigkeit und täubchenhaften Sanftmuth scheint ihr Wesen nichts zu athmen, als Bereitwilligkeit, sich anzuschmiegen, nichts zu sagen, als hier bin ich, liebe mich!

Aber die Gesellschaft setzt ihrem Auftreten enge Schranken. Nur selten kommt ein harmloser Verkehr in den Familien zu Stande. Harmlosigkeit zwischen den Geschlechtern ist in Mexiko ein unbekannter Begriff. Nur der Ball gestattet eine freie Annäherung während des Tanzes selbst, den man auch beliebig oft mit derselben Dame wiederholen darf. Dort kann alle Liebesleidenschaft beredt ins Ohr geflüstert werden, sie wird meist nur ein dankbar seliges Lächeln des Mädchens im Gefolge haben. Sonst sind es lediglich Gespräche am vergitterten Fenster oder Promenaden an ihm vorüber, welche die Geliebten einander nahe bringen. Es erinnert den Deutschen lebhaft an seine Tertianerzeit oder an die Liebesgespräche der Köchinnen mit ihren Soldaten.

An einem Fenster des zweiten Stocks fiel mir einmal in Mexiko ein blühend schönes Mädchen im Straßenkostüm auf, das ein Baby im Arm hatte. Sie gestikulirte und warf lebendige Blicke nach der gegenüberliegenden Seite. Ihre Lippen und Wangen glühten, von Zeit zu Zeit hob sie das Baby in die Höhe, als wollte sie es Jemand vor dem Fenster zeigen, herzte es dann, es leidenschaftlich an die Brust pressend, und warf dann wieder vielsagende Blicke zu „ihm" hinüber. Ich suchte nach „ihm" und fand ihn in einer Thorfahrt schräg gegenüber, wo er an den Pfosten gelehnt selig hinüberblickte und nicht minder mit Augen und Händen arbeitete, mit denen ja ein Romane weit mehr zu sagen weiß, als wir. Offenbar war dies ein Stelldichein für Beide am dritten Orte, da es daheim nicht möglich war.

An ein Kennenlernen ist hierbei natürlich nicht zu denken. Das geliebte Mädchen ist ein Idealbild; als Novia wird es vom Mexikaner, dessen Denken sich nun einmal wie das des Spaniers im hochklingenden Pathos bewegen muß, als die kostbarste Perle aus des Orients Schätzen, als der Frühlingshauch, der die aufbrechende Rose küßt, nicht selten gar öffentlich in den Zeitungen gefeiert, um sich dann oft, wo es sich nicht mehr um das Thema sinnlicher Liebe handelt, als höchst leer und langweilig, oft als unendlich launisch, ja als bigotte Betschwester zu entpuppen.

Zum Lobe mexikanischer Frauen könnte man noch ihre liebenswürdige Bescheidenheit, ihre Sanftmuth und ihre geistige Begabung anführen. Sicher sind sie für alles Wahre und Schöne gleich beanlagt wie die Männer und für das Gute entschieden mehr als diese. Falschheit in Sachen der Liebe liegt ihnen zumeist fern, während der ceremonielle Verkehrston die Männer sonst oft genug dazu verführt. Aber alle guten Anlagen der Mexikanerin werden durch das herrschende Vorurtheil gegen das die Emanzipationsbestrebungen der Frauen cultivirterer Nationen sich richten: die Frau sei nur für die Liebe da, in enge Fesseln geschlagen. Von weiblichen Erziehungsanstalten sind die Anfänge noch schwächer, als auf dem Gebiet männlicher Erziehung. Wir glauben unseren Töchtern, weil sie einmal Mütter werden sollen, eine höhere Bildung schuldig zu sein. Dort ist man zufrieden, wenn sie ein bischen Klavier spielen und dürftige Anfangsgründe des Französischen oder Englischen können, und wenn sie als 14- oder 15jährige Mädchen auf ihrem ersten Ball geglänzt haben.

Die große Achtung, mit der der Mexikaner äußerlich den Damen begegnet, die unendlichen Galanterien, die dem Fremden auffallen und ihn oft beschämen, beruhen im Grunde nicht auf einer höheren Idee von der Frau, sondern auf einer niedrigeren. Im vollgepfropften Pferdebahnwagen findet die einsteigende Dame sofort ihren Sitz. Bei dem Gedränge der Hauptstadt kommen Herren oft bei Touren von dreiviertel Stunden Länge, die sie täglich machen müssen, niemals zum Sitzen. So viel auch geraucht wird, stereotyp ist die Ceremonie, das Cigarettenschächtelchen zuerst der Dame anzubieten. In den Pausen des Contretanzes muß ihnen ein Stuhl untergeschoben werden. Man betrachtet eben die Frau als ein zartes, zerbrechliches Etwas, das sich nicht allein helfen kann, nicht als Mensch, sondern als Puppe, als Spielzeug, als Liebesobject, als eine kostbare Nippsache, die man sorgfältig hegen muß.

Darum hält man nicht nur geistige Bildung für höchst überflüssig, sondern was fast noch schlimmer ist, auch die Erziehung zur Hausfrau. Wie Arbeiten sich überhaupt nicht zum wünschenswerthen noblen Auftreten schickt, so natürlich erst recht nicht für das weibliche Geschlecht. In der Küche versteht die Mexikanerin so gut wie nichts; das muß selbst im bescheidenen Haushalt die meist auch sehr ungelehrte Köchin besorgen. Fragt man: Was thut sie denn eigentlich den ganzen Tag? Nun, als junges Mädchen sorgt sie sich um ihre Toiletten, wird aber sonst weder durch Studien noch häusliche Beschäftigung von dem Interesse für Putz und dem Träumen von Liebe abgehalten; als Frau lebt sie zurückgezogen und bequem, hätschelt die Kinder, dirigirt die Dienstboten, besucht Freundinnen und fährt spazieren.

Daß in Mexiko von Emancipationsbestrebungen der Frauen selbst gar keine Rede ist, scheint unter solchen Umständen sehr erklärlich. Es giebt in der That keinen größeren Gegensatz, als die sich so vieler Vorrechte erfreuende, zur Selbstständigkeit erzogene Amerikanerin und die Mexikanerin, die man bei der zunehmenden Einwanderung von Norden heute in Mexiko so oft bei einander sehen kann. Diese Frage der Frauenbildung ist aber für die Länder des spanischen Amerika noch weit wichtiger, als für uns, weil hier gute Schulen nicht wie bei uns einigermaßen den Mangel guter häuslicher Erziehung ersetzen können, ja die Erziehung noch weit ausschließlicher, als z. B. in Deutschland, die unbeschränkte Domäne der Frau ist. Diese kann zwar tändeln und spielen mit dem Kinde, seinen Launen dienstbar sein, einmal heftig auffahren, wenn es zu aufdringlich wird, um sich dann rasch durch die wohlberechneten Liebkosungen des darin nur allzu bald gewitzigten Kindes beruhigen zu lassen, aber zum verständigen Erziehen fehlt ihr das Erzogensein. Manche deutsche Männer, die Mexikanerinnen heiratheten, haben unter diesem Mangel bitter zu leiden gehabt.

Versöhnt.

Von Paul A. Kirstein.

Ja — — das war endlich eine neue Hoffnung, ein frischer Muth!

Der junge Maler rieb sich die Hände, reckte glücklich die Glieder und lachte still vor sich hin. Eben hatte ihn ein Mann verlassen, ein Mann, der so wichtig und bedeutungsvoll für ihn war wie im Moment kein anderer auf Gottes weiter Welt. Er hatte sein letztes — und vielleicht sein bestes Bild — gekauft und ihm zwei schöne, zwar nicht ganz saubere, aber doch vollgiltige Tausendmarkscheine dafür gezahlt.

Seelenvergnügt wog er sie beide in seiner Hand. Ein solcher Glanz kam selten in seine Hütte! Denn bis sich einer da hinauf in die fünfte Etage verirrte, da verging schon immer geraume Zeit. Und um so glücklicher war er daher, daß es ihm jetzt, so gleich im Anfang des Jahres und mit so schönem Erfolg passirt war.

Voll Freude ging er hinüber zur Thür, die in die kleine Wohnung führte, und über die Treppe hinab rief er seiner jungen Frau das große Ereigniß zu. Aber nicht gleich und nicht mit dürren Worten. Er erzählte ihr von einem schönen, großen Traum, den er in der Nacht gehabt — — und daß statt dessen zwei schöne, gewichtige Papiere auf ihr geglänzt hätten.

Und lachend hüpfte die kleine Gestalt da die Stufen hinauf und als sie dann die große Bescheerung sah, da schlug sie die Hände vor Freude zusammen und weinte ein paar kleine, ganz echte Thränen.

Dann fiel sie ihrem Manne um den Hals:

„Siehst Du, Felix, habe ich's Dir nicht gesagt, das neue Jahr, das neue Jahr!! Es mußte gut für uns werden nach all der Sorge im alten, und das, siehst Du — das ist der Anfang!"

Er küßte ihr liebevoll die Stirn. Wahrhaftig, es wäre ein Segen, wenn es nur etwas besser würde. Nicht um seinetwillen — um ihretwillen ersehnte er es, die so sehr unter dem allen litt, und um ihres einzigen kleinen Jungen willen!

Als sie sich beide vor ungefähr anderthalb Jahren jung und verliebt verheiratheten, da war es nicht mit dem Willen seines Vaters geschehen. Der alte, reiche Arzt, der die Wahl des Künstlerberufes seinem Sohne gern und willig zugestanden hatte, war nicht damit einverstanden, daß er das wenn auch völlig ehrbare, so doch ganz, ganz arme Mädchen heimführte. Er wollte nicht, daß sein Sohn in so jungen Jahren, noch bevor er etwas Anerkanntes erstrebt und erreicht hatte, sich für sein ganzes Leben band und verpflichtete. Deshalb sprach er auch ein ganz entschiedenes Nein, deshalb entzog er ihm die Unterstützung, die Beihilfe zu seiner Existenz, als er nur merkte, daß es doch ernst werden wollte, aber schließlich — das alles half nichts!

Mit einem großen Aufwand von Gottvertrauen, mit felsenfester Hoffnung auf einander schlossen die Beiden ihren Bund und lebten — so hoch über den Menschen — fast wirklich im Himmel.

Anfangs ging auch alles gut, die Sorgen blieben ihnen fern. Der Vater hatte ihnen, wenn er auch sonst von der Verbindung nichts wissen wollte, doch ein ansehnliches Hochzeitsgeschenk mit auf den Weg gegeben, und davon lebten sie nun, so lange es eben ging. Doch dann war das Geld zu Ende und trotz allen mühseligen Arbeitens wollte sich der Erfolg nicht einstellen. Es schien fast, als hätte sie ihr guter Stern verlassen. Sie sparten und schafften auf alle mögliche Weise und doch war fortdauernd die Sorge bei ihnen und wuchs von Tag zu Tag und raubte ihnen die Ruhe und den Athem und scheuchte ihnen die gute Laune aus ihrem kleinen, sauberen Heim.

Schon zuckten sie stets zusammen, wenn draußen die Klingel ertönte — in Angst, es könnte ein Gläubiger sein; schon zitterten sie in Aufregung bei jedem Brief — aus Furcht, er könnte eine Mahnung enthalten ... da wurde ihnen noch ihr kleiner Sohn geboren.

Damals war's, wo der junge Ehemann in seiner trostlosen Lage fast den Kopf verlor. Er lief nur immer wie in jagender Hetz durch die Straßen und in den vier Wänden seines Ateliers umher und als er bei allem Sinnen und Grübeln keinen Ausweg mehr fand, da überwand er seinen großen Stolz und schrieb an seinen Vater. Es war für Frau und Kind ...

Und noch einmal kam ihm dann sein alter Vater zu Hilfe, aber ... von Versöhnung wollte er auch da noch nichts wissen.

Und wieder begannen die Beiden ihr gemeinsames Leben und in der Sorge um ihr kleines Kind fanden sie sich womöglich noch fester zusammen.

Damals, in seiner Dankbarkeit und in seinem großen Schmerz über die Unerbittlichkeit des Vaters, begann der junge Maler sein schönes, eben verkauftes Bild. „Versöhnung" hieß es und es zeigte ein wenig die Züge des Vaters, wie er an das Bett eines kranken Kindes trat und, gerührt von dem Jammer der Mutter, allen Heilung — und Versöhnung brachte.

Das war ihm so aus dem Herzen gekommen. Sein heißes Wünschen, sein Empfinden hatte er mit hineingelegt und es war wirklich schön und stimmungsvoll geworden. Schon die Skizzen hatten es allenthalben gezeigt und als der Kunsthändler sie zu Gesicht bekam, da hatte er das Bild schon halb und halb bestellt.

Das war seit langer Zeit der erste Freudenschimmer!

Mit wahrem Feuereifer hate er sich dann an die Fertigstellung des Bildes gemacht, und während er in langen, arbeitsreichen Vormittagen daran schaffte, hatte sich sein junges Weib bemüht, ihm die Sorgen für den Haushalt ein wenig abzunehmen. Den Wagen mit dem schlafenden Kinde neben sich, bemühte sie sich, soviel es ging, mit Handarbeiten etwas zu verdienen, und so hatten sie sich durchgespart und durchgerungen, bis nun — nun auf einmal das Bild vor ihnen fertig war und der reiche Segen zu ihnen kam. —

Noch immer standen sie beieinander und wußten nicht, ob sie darüber lachen oder weinen sollten. Nach so langer, banger, banger Zeit das — das ....

Das große Glück!

Sie wußten wirklich nicht recht, was sie nun machen sollten. Schließlich aber ..... da kamen sie, ganz ihrer Natur gemäß, darauf, zuerst ihre Schulden zu bezahlen, und froh, daß sie die Last nun loswerden konnten, eilten sie zusammen auf die Straße und schwatzten und lachten miteinander daß die Leute verwundert sich nach ihnen umsahen. Man hatte auch so selten den Vorzug, wirklich vergnügte Menschen zu sehen!

Nachmittags ging dann Felix zu seinen Freunden, um auch ihnen die große Kunde zu überbringen. Doch während er sich dazu anschickte, da faßte auch seine kleine Frau einen großenen verwegenen Plan, einen Plan, den sie schon lange geschmiedet hatte, den sie aber bei all ihren kümmerlichen Verhältnissen nie auszuführen wagte.

Sie wollte mit ihrem hübschen Kinde, das ja nun längst schon aus dem „dummen Vierteljahr" heraus war, hin zu dem Großvater gehen und versuchen, ob er sie nicht vielleicht doch in Gnaden aufnahm. Jetzt, wo sie Geld hatten, wo sie nicht mehr in Furcht vor Gläubigern und Mahnbriefen sein mußten, jetzt schien ihr der Versuch schon garnicht mehr riskant.

Und fröhlich zog sie das Kleine und sich sauber und feiertagsmäßig an und ging zu dem alten Herrn in die Sprechstunde. Sie dachte, die Ueberrumpelung wäre zu ihrem Vorhaben entschieden das Beste. Der Diener führte sie in das warme, behagliche Sprechzimmer. Nach einem Weilchen war sie an der Reihe und mit klopfendem Herzen betrat sie dann die Stube, in der der Herr Sanitätsrath seine Patienten empfing.

Fast neugierig blickte sie umher. Es war ihr, als könnte sie aus all der Umgebung sehen, daß der alte Herr nicht bös war, und das gab ihr auf einmal wieder ihren guten Muth. Heiter musterte sie alles, was ihr vor Augen kam. Da blieb ihr Blick plötzlich auf einem Bilde haften, das ihr nur zu bekannt war.

Im kleinen, einfachen Rahmen, dicht neben der verstorbenen Mutter, stand ihr Mann, und es war, als blickte er fast flehend auf den beschäftigten Arzt am Schreibtisch, und dieser Anblick war es wieder, der sie auf einmal rührte und ihr die Thränen in die Augen trieb. Daß der Vater seinen Sohn, von dem er doch nichts mehr wissen wollte, noch so ehrte und in Erinnerung hielt, das erschien ihr so gut, so edel — —

Der alte Sanitätsrath hatte ihre Thränen bemerkt. Er glaubte, sie kämen von ihrem oder ihres Kindes Leiden. Mitleidig fragte er sie also gleich.

Da nahm sie ihren ganzen Muth zusammen und sah ihm frei und offen in's Auge.

„Ach," sagte sie, „weh — am Körper thut uns eigentlich nichts, nur ... wir sind Alle vergnügt und froh, auch gesund, nur dem Kinde hier, dem da" — sie hob ihm den Schleier hoch — „dem fehlt etwas, was nur Sie ihm wiedergeben können, Herr Sanitätsrath!"

„Nur ich?!" Er lächelte verwundert. „Ja, was ist denn das?"

„Es hat .... nun ja, es hat — keinen Großvater. Wollen Sie der nicht sein, Herr Sanitätsrath? Man hat mir gesagt, Sie schlügen kleine Bitten nie ab!" Sie sah ihm mit ihren guten, treuen Augen fast flehend in das Gesicht. Da wurde dem alten Arzte auf einmal ganz anders zu Muth. Er schimpfte wohl, weil er sich nicht anders zu helfen wußte, aber als er dann ihre Bestürzung bemerkte, da wurde er wieder ruhiger und fing an zu fragen und auszuhorchen, und als er dann so alles wußte, — auch das von dem Bilde, das seine Züge trug — da söhnte er sich mit ihr, mit der er eigentlich gar nicht böse war, wieder aus, und schickte sie mit einem langen, herzlichen Kuß nach Hause, „damit sie für ihn, wenn er Abends käme, alles zurechtgemacht hätte," sagte er in Scherz.

Zu seinem Sohne aber sagte er Abends frei nach Reuter: „Mit wem uns' Herrgott mient es tru, dem gewt hei eine gaude Fru!" Bei ihr magst Du Dich bedanken, Du — Du ... nichtsnutziger Schlingel!"

Sie aber lachte dazu: „Ach, nicht doch! Von ihm habe ich's ja erst gelernt! Von seinem Bild! Dann — nun ja, da wir doch den Arzt nicht holen lassen konnten, hab' ich doch selbst zu ihm ... gehen müssen!"

Die Kunst des Tischdeckens.

Alle Hausfrauen sind darüber einig, daß das Wort: „Hübsch servirt, ist halb dinirt!" weit davon entfernt ist, irgend etwas an Giltigkeit einzubüßen. Wie sehr man auch die Tugenden der Einfachheit und Anspruchslosigkeit rühmen mag: in Bezug auf den Schmuck der Tafel haben sie schnell ihre Grenze erreicht. Es kann kaum eine bessere Widerlegung der rein materialistischen Lebensanschauung geben, als diesen Umstand, daß die schöne, geordnete Form dem Menschen zur Nahrung unentbehrlich ist. Wohl haben sich unsere Vorfahren bisweilen gegenseitige Liebes- und Feindschaftsbezeugungen in Gestalt von Thiergebeinen an die Köpfe geschleudert. Allein selbst in den Zeiten, wo der gute Ton solche Zärtlichkeiten noch für zulässig erklärte, gab es schon Gemüther, die sich dagegen empörten, und man darf nicht vergessen, daß die Kunst des Glasblasens in den Rheinlanden bekannt war, bevor die Römer bis dahin vordrangen — daß man in Deutschland verstand, Krüge und Urnen zu formen selbst in den Tagen, wo noch das Methhorn an der Tafelrunde ein allgemein gebräuchliches Geräth war. Man kann Wasser aus der Hand trinken, wir aber finden es nur im Glase schmackhaft.

Ohne Zweifel liegt das zum Theil daran, daß auch die verschiedenen Stoffe, die wir mit unseren Lippen in Berührung bringen, einen Reiz auf unsere Geschmacksnerven ausüben. Das ist aber immer nur ein theilweiser Grund, und ohne Zweifel hat der Lichtreiz, den die Durchsichtigkeit des Wassers, die vollwerthige Leuchtkraft des Weines im Glase ausüben, nicht wenig dazu beigetragen, den Gebrauch des Glases für lichtdurchlässige Getränke allgemein beliebt zu machen.

Ohne Zweifel wird der Genuß von Speise und Trank erhöht, wenn beide nicht nur dem Geschmacksinn, sondern auch dem Auge angenehm erscheinen. Die Sorgfalt aber, die erforderlich ist, um diesem zwiefachen Bedürfniß, dem rein natürlichen und dem bewußt ästhetischen, in gleicher Weise gerecht zu werden, ist in erster Linie eine rein geistige Anstrengung, die uns den Beweis dafür liefert, daß in den allereinfachsten Dingen des täglichen Lebens eine Trennung von Leib und Seele gar nicht durchzuführen ist und daß ein Mensch, der die Rechte des einen oder des anderen wegleugnet, aufhört, ein vollwerthiger Mensch zu sein.

Die Sorgfalt, die hingebende Liebe der Gattin und Mutter kommt in der Kunst des Tischdeckens zum Ausdruck. Sie stempelt das gemeinsame Mahl zu einer Ruhepause im Arbeitsleben, welche die Familie anwendet, um neben der Erfrischung des Körpers Aufmunterung des Geistes zu schöpfen aus dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit des Strebens. Von diesem Gedanken muß die Kunst des Tischdeckens ausgehen. Die Bequemlichkeit, die unbedingte Zweckmäßigkeit ist das Hauptgesetz für die Kunst des Tischdeckens. Daraus verbietet sich jede Ueberladung, jeder gedrängte Aufbau von selbst. Ist die gedrängte Anordnung vermieden, so wird in zweiter Linie die Ueberlegung entscheiden, in welcher Weise das anmuthigste Bild gewonnen wird. Dabei sollte dann auch im alltäglichen Leben so viel Abwechslung entwickelt werden, wie nur immer möglich ist. Eine wahrhaft künstlerische Natur wird dieser schlichten Aufgabe immer neue Seiten abzugewinnen vermögen.

Eine Razzia.

Skizze aus dem Wilden Westen von W. v. Schierbrand.

Es war ein Jahr nachdem der Streifen Landes unter dem Namen Oklahoma der Besiedelung durch weiße Männer übergeben worden war. Die Zustände waren noch recht wild und rauh, und unter den Tausenden, die wegen des fruchtbaren Bodens gekommen waren, befanden sich auch noch viele, die einfach ein Räuberleben unter günstigeren Bedingungen als anderswo führen wollten und die vorläufig noch, zum großen Unbehagen der friedlichen Ansiedler, im Lande geblieben waren. Man war deßhalb auch noch allgemein auf seiner Huth gegen freches Gesindel, und der Revolver wurde, Tag und Nacht geladen, entweder stets in einem bequemen Futteral am breiten Ledergürtel um die Hüften, oder ganz einfach im hohen Stiefelschaft getragen. Das war eben persönliche Geschmacksache. Jeden Tag passirten Schießereien, bei denen fast immer mindestens der eine oder andere der Betheiligten „Tageslicht in seinem Körper eingelassen hatte", wie die bezeichnende Phrase lautete.

Damals ritt in das neugegründete Städtchen Deerfield ein kleiner, dürrer Mann, der im Wingate House abstieg. Der Mann nannte sich McCutcheon und war augenscheinlich mit leidlichen Geldmitteln versehen, denn als er, nachdem sein Pferd in den Stall gebracht war, an der Bar des Hotels seinen ersten Trunk Whiskey nahm, that der Barkeeper, der schlaue Jim Reilly, einen Recognoscirungsblick in seine Rolle Greenbacks, der ganz zu seiner und des Hoteleigenthümers Zufriedenheit ausfiel. Der neue Gast war klein und unansehnlich, trug nur einen röthlichen Ziegenbart und das Gesicht ganz voll Sommersprossen, im Uebrigen aber einen möglichst unauffälligen grauen Anzug und sein „Schießeisen" nach der üblichen Methode. Auch in seinem Benehmen war er sehr bescheiden und ruhig.

Aber was war er und was wollte er? Denn daß man nicht zu seinem Vergnügen nach Deerfield kommt, sondern immer nur „on business", darüber war sich selbst der enthusiastischste Localpatriot klar. Der Fremde gab zuerst nur ausweichenden Bescheid, wenn man ihn sorglos herumschlendernd in den Straßen des Städtchens oder an der Bar des Wingate House traf. Aber innerhalb einer Woche begann man sich zuzuflüstern, er sei im Dienste der geheimen Bundespolizei und von Washington hierhergeschickt, um einen berüchtigten Verbrecher, der in ganz Oklahoma unter dem Spitznamen Red Shirt Bill bekannt war, dingfest zu machen. Wenn man den Wirth des Wingate House direct frug, so zwinkerte er mit den Augen und sagte dann im Flüsterton, daß er seine Gäste nicht nach ihren Privatgeschäften ausfrage, im Uebrigen aber ganz zufrieden sei, denn der Fremde „grabe" jede Woche seine $15 aus der Tasche für Board aus und sei auch an der Bar recht spendabel. Das genüge ihm, dem Wirth. Frug man McCutcheon, den Fremden, selbst, so gestand er unter vier Augen, daß das Gerücht die Wahrheit gesagt habe, bat aber den Betreffenden, darüber seinen Mund zu halten, was dann natürlich wieder geschah.

* * *

So waren mehrere Wochen vergangen, und die Popularität des Fremden war beständig, wenn auch ganz allmählig gestiegen. Was zum großen Theil daher kommen mochte, daß er jeden Menschen, der ihn an der Bar im Wingate House ansprach, tractirte. Aber allgemein konnte man nicht recht begreifen, wie Onkel Sam dazu gekommen sei, einen so kleinen, unansehnlichen und augenscheinlich sehr schüternen und friedfertigen Menschen als Geheimpolizist nach Oklahoma zu schicken, um einen so berüchtigten und gefürchteten Verbrecher wie Red Shirt Bill zu verhaften. Denn der letztere hatte, so hieß es, schon eine Reihe von Menschenleben auf dem Gewissen, während der kleine Fremde aussag, als ob er keiner Fliege etwas zu Leide thun könne. Und so kam's, daß während man sich von McCutcheon recht gern mit dem „snake poison", das Wingate für Whiskey verkaufte, freihalten ließ, man nachher hinter seinem Rücken sich über ihn und seine Dummheit lustig machte und ihn „dead easy" nannte. Einer derjenigen im Städtchen, der das am lautesten that und doch mit McCutcheon am intimsten war, war Niemand anders als der Stadtmarschall Wylie, ein großer, grobknochiger Mann mit langem schwarzen Bart, der immer so that, als sei er von unstillbarem Blutdurst gegen alle „crooks" beseelt, vor dem man aber bis dahin noch keine directen Heldenthaten zu Gesicht bekommen hatte.

Eines Nachmittags stand Wylie wieder nach seiner Gewohnheit mit McCutcheon an der Bar und unterhielt sich lebhaft mit demselben, als die Thür von der Straße her geöffnet wurde und ein Fremder eintrat. Sofort sagte McCutcheon in halblautem, ruhigem Tone zu Wylie, der ihn um Haupteslänge überragte: „Hier ist mein Mann — bitte, treten Sie jetzt von der Bar fort. Ich brauche Spielraum." Erstaunt that Wylie unwillkürlich wie ihm geheißen, worauf der kleine Mann blitzesschnell seinen großen Colt aus dem Gurt zog und damit den eintretenden Fremden deckte, indem er gemüthlich bemerkte: „Na, Red Shirt Bill, freut mich, Dich zu treffen, denn ich brauche Dich." Im selben Moment aber hatte auch der Angesprochene sein „Schießeisen" heraus, und während der nächsten paar Sekunden ertönten mehrere Schüsse, bis die Atmosphäre in dem kleinen Schankzimmer blau und dick voll Pulverdampf war. Dann sah man durch den Qualm durch, wie der Neuankömmling beide Hände hoch hielt als Zeichen der Ergebung und hörte den kleinen McCutcheon, noch gerade wie vorher, sagen: „Herr Wylie, haben Sie ein Paar Handschellen bei sich?"

Der große Stadtmarschall beeilte sich, sofort aus dem Hintergrund des Zimmers hervorzukommen und die glänzenden Spangen dem Verbrecher anzulegen. Dann nahm McCutcheon demselben den abgeschossenen Revolver weg und dankte Herrn Wylie höflich für seine Bemühung.

Während des Abends empfing McCutcheon, denn die Kunde von seiner Unerschrockenheit und sein Erfolg hatten sich mittlerweile im Städtchen verbreitet, Delegation nach Delegation von bewundernden Fremden und Bekannten, die ihm alle herzlich die Hand schüttelten, ihn beglückwünschten und dann mit ihm zur Bar schritten. Wylie hatte bereitwilligst die Bewachung des gefährlichen Verbrechers übernommen, während sein Freund McCutcheon seinen Pflichten als Gastgeber nachkam.

* * *

Am nächsten Morgen zog McCutcheon mit seinem Gefangenen ab. Es wurde ihm, obwohl er sich in seiner Bescheidenheit dagegen sträubte, von einer Anzahl seiner Bewunderer das Geleite bis zum Four Mile Bend gegeben, und dann nahmen sie einen rührenden Abschied von ihm, indem sie noch als letzten Gruß einen mehrmaligen Salut aus ihren Revolvern in die Luft abgaben.

* * *

Sechs Stunden später, es war schon Nachmittag geworden, sprengte auf einmal ein Fremder auf schaumbedecktem Pferde in's Städtchen und hielt vor dem Wingate House.

„Red Shirt Bill", ächzte er, „Red Shirt Bill—"

„Was denn, Mann? So sprecht doch!" drängte Wingate, um den sich schon ein Kreis Neugieriger gebildet hatte.

„Red Shirt Bill — — hat McCutcheon erschossen — ermordet — am Clucker Creek, bei der Furt."

„Wieso? Du bist wohl nicht bei Sinnen?" schrie der Gastwirth.

„Doch — vollkommen bei Sinnen, blos noch nicht recht bei Athem — es war ganz einfach — so: An der Furt stieg McCutcheon vom Pferde, um es zu tränken und selbst einen Schluck zu nehmen. Während er sich bückte nach dem Wasser, schlug ihn der Andere, Red Shirt Bill von hinten mit seinen gefesselten Fäusten auf den Kopf, so daß der Kleine hinstürzte und scheinbar betäubt war. Und da nahm ihm jener seinen eigenen Revolver weg und schoß in den vor ihm Liegenden hinein, bis er sich nicht mehr rührte. Dann holte er den Schlüssel zu den Handschellen aus des Todten Tasche, schloß die Dinger auf, bestieg McCutcheon's Pferd und jagte davon in westlicher Richtung — nach Dorado zu."

„Aber warum thatest Du selber nichts?" frug wüthend Wylie, der mittlerweile hinzugekommen war.

„Warum? Das will ich Euch sagen, Fremder. Weil ich erstens noch zu weit war, um es verhindern zu können, und als ich in unmittelbare Nähe gekommen war, schickte mir Red Shirt Bill selbst einige Kugeln nach, sodaß ich das Weite suchen mußte."

Das Städtchen gerieth in Aufruhr. Der Fremde, der von einer Ranch in der Nähe zu sein behauptete, mußte seine Erzählung noch mehrmals im Hotel an der Bar wiederholen. Dann aber rüstete sich Alles, Groß und Klein, Alt und Jung, zum Aufbruch, um den Mörder des netten kleinen Kerls, des McCutcheon, einzufangen. Eine halbe Stunde später war Deerfield leer. Der Fremde war nicht mitgeritten, da sein Pferd noch zu ermattet war, aber außer ihm blieben nur noch der Cassierer der kleinen Localbank und zwei andere Erwachsene da. Die Uebrigen, unter Anführung von Wylie, ritten mit verhängten Zügeln über die Prairie nach der Furt zu, die ungefähr 18 Meilen entfernt war.

* * *

Daher kam es denn auch, daß die Razzia, die an jenem Nachmittag auf Deerfield unternommen wurde und die heute noch nicht vergessen oder verschmerzt ist, so gründlich gelang. Denn natürlich war die ganze Geschichte erlogen. Der angebliche McCutcheon war kein Anderer als Red Shirt Bill selbst, und sein Gefangener und der Fremde, der den „greulichen Mord" der Stadt verkündete, sie waren beide seine Kumpane und Helfershelfer. Und während die auf diese schlaue Weise aus Deerfield entfernten Bewohner desselben sich noch auf dem Wege nach dem vermeintlichen Orte der Schauerthat befanden und den Mörder dann in der angeblichen Richtung seiner Flucht suchten, plünderten die Drei das Städtchen gründlich aus — die Bank, die Läden, die sämmtlichen Saloons; sogar die Kasse des kleinen „Opernhauses" wurde nicht verschont, obwohl man dort nur eine Menge falscher Silberquarters fand.

Immerhin war die Ausbeute eine reiche für Bill und seine Freunde, und Deerfield hat sich heute noch nicht wieder völlig von dem Schlag erholt. Wenn jetzt aber jemand nach Deerfield kommt und sich für einen Bundesdetectiv ausgeben würde, von dem würde man unfehlbar schriftliche Beweise für seine Behauptung verlangen.

— Darum. A.: „Warum ist Dir denn dieser Schuster so unsympathisch?" B.: „Der liefert meiner Frau die Pantoffeln."

— Triftiger Grund. „Weshalb sprechen Sie immer nur zur Frau Mutter, niemals zum Herrn Vater von Ihrem colossalem Fleiße beim Studium?" Studiosus: „Hm... Wissen Sie, Papa hat eben auch studirt."

— Eigenthümliche Entrüstung. Dame: „Mein Herr, Sie verfolgen mich nun seit einer halben Stunde: Sie täuschen sich in mir. Oder glauben Sie vielleicht, daß ich Sie zuerst anreden werde?"

Die Stammmütter der Fürsten.

Zu einem ganz merkwürdigen Resultat ist man bei den neuesten genealogischen Forschungen gelangt, daß nämlich fast sämmtliche regierende europäische Häuser und in Folge der Hohenlohe'schen Verwandschaft mit der Linie Sachsen-Coburg-Saalfeld auch die Kinder des Grafen Arthur von Schönborn in ihrem heutigen Bestand nur von zwei Schwestern abstammen, von denen die eine die Stammmutter fast sämmtlicher katholischen, die andere fast sämmtlicher protestantischen Fürsten ist. Es sind dies die Töchter von Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig-Wolfenbüttel und seiner Gemahlin Christine Louise, geb. Fürstin von Oettingen. Dieselben sind also die eigentlichen Urahnen fast aller jetzt lebenden christlichen Souveraine, deren Kinder und Nachkommen. Von der ersten und vierten Tochter dieses Paares, Elisabeth Christine und Antoinette Amalia, von denen die erstere katholisch geworden und mit Karl VI. verheirathet worden ist, die letztere aber mit vier Töchtern die kinderreichsten protestantischen Familien versehen hat, gingen alle weiteren Verzweigungen aus, und man berechnet die Nachkommenschaft jenes Ludwig Rudolph, der von 1671 bis 1731 (1735) gelebt hat, mit hin auf gegen 800 Personen in dem Zeitraum von ca. 200 Jahren. Die Nachkommenschaft der Elisabeth Christine erklärt sich aus der kinderreichen Ehe ihrer Tochter Maria Theresia, während die Töchter der Antoinette Amalia, außer dem Hauptzweig des braunschweigischen Hauses, abstammend von Karl II., noch das preußische, das coburg-saalfeldische und dänische Haus und deren Descendenzen genealogisch beherrschten. Die Prinzessin Louise Amalia war die Gemahlin des Prinzen August Wilhelm und mithin die Stammmutter aller Verzweigungen des niederländischen Königshauses, sowie von Anhalt, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Bayern, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Altenburg und Meiningen, endlich Rußland. Die Prinzessin Sophie heirathete den Herzog Ernst Friedrich von Coburg-Saalfeld, ist mithin die Stammmutter des gesammten ausgebreiteten Coburgischen Hauses, dessen männliche und weibliche Linien fast in allen übrigen Häusern Zweige getrieben haben. Endlich wurde die jüngste Tochter Juliane vermählt mit König Friedrich V. von Dänemark, und ihre Urenkelin Louise von Hessen ist die Gemahlin des jetzigen Königs Christian IX. Die Nachkommen dieses Königspaares bestiegen und werden besteigen die Throne von Rußland, England und Griechenland.

Die Rechthaberei.

Wenn Streitende auftrumpfen: „Dies ist mein letztes Wort und nun giebt es keine Widerrede mehr!" doch daran denken möchten, daß es wirklich ihr letztes Wort sein könnte, denn das menschliche Leben ist nur von kurzer Dauer, Niemand weiß, wie bald die Abschiedsstunde schlägt und ob es ihnen noch vergönnt ist, nachdem sie zürnend von einander gingen, sich noch ein gutes Wort zu sagen, ob nicht dem Streit, dem herben Wort, das ewige Schweigen folgt! — Gewiß ist es ein wohlthuendes Gefühl bei einem Meinungsaustausch zu wissen, daß man recht hat, oder doch wenigstens die Wahrheit vertheidigt und vielleicht darin auch sympathische Seelen finden. Und dennoch kann aus dieser Empfindung eine unangenehme, den Frieden des Hauses gefährdende Angewohnheit entstehen:— die „Rechthaberei", welche sich dadurch bethätigt, daß man nicht eher schweigt, bis einem das letzte Wort gelassen ist. In dem Glauben, recht zu haben, tritt gar Mancher seinem Mitmenschen, welcher anderer Meinung ist, schroff entgegen und sagt ihm harte Worte, welche ihn tief verletzen, nicht bedenkend, daß Niemand ohne Fehl ist. Die Rechthaberei ist ein großer Fehler, denn sie führt zur Unliebenswürdigkeit, Unerträglichkeit und zerstört den Frieden, jede Nachsicht und Güte. Leider gibt es viel rechthaberische Menschen, die voll Hochmuths sich über die anderen Sterblichen erhaben dünken. Ihnen fehlt die Gabe, die Eigenart Anderer zu begreifen, sich ihnen anzupassen und deshalb dulden sie neben der ihrigen keine andere Ansicht, keinen anderen Willen. Wird einmal eine andere Ansicht und Meinung aufgestellt, so sind sie unzugänglich, taub für den begründetsten Widerspruch und ruhen nicht eher, als bis sie das letzte Wort haben. Schon bei Kindern erregt die Rechthaberei Streit und Zorn und wenn auch der Zank bald geschlichtet ist, sollten doch Eltern und Erzieher nicht so leicht darüber hinweg sehen. Die Rechthaberei liegt mitunter schon im Kinde, ist Vererbung, doch auch viel liegt es an der Erziehung, es heißt wohl, Niemand kann für seine Fehler, doch soll man sie auch zu bekämpfen suchen. Gewiß darf das Rechtbewußtsein in dem Kinde nicht unterdrückt werden, allein es soll auch ermahnt werden, nicht immer das letzte Wort haben zu wollen. Da die Rechthaberei einer der schlimmsten Fehler ist, so wollen wir uns bemühen, dieselbe so viel wie möglich zu unterdrücken und bei Meinungsverschiedenheiten das letzte „Wort", ein gutes „Wort" sein lassen.

— Tiefer Blick. „Ich kann Ihre ewigen Witzeleien über die Schwiegermütter nicht begreifen — werden doch auch unsere Frauen einmal solche!" — „Na ja, bis dahin — sind sie auch reif dazu!"

— Die Sterne, die begehrt man nicht. Bankier (zu seinem Sohn): „Nun sage mir mal, Moritz, was willst Du eigentlich werden?" Moritz: „Astronom, Vater." Bankier: „Astronom ist kein Beruf für einen vernünftigen Menschen, denn wenn Du schon wirklich einen neuen Planeten entdeckt — was thust Du damit?"